



## **Unsere Zeitzeugen berichten**

**Wilhelm Liebe**

**Jahrgang 1927**

### **Teil 1**

Meine beiden Geschwister und ich erlebten eine wohl behütete Kindheit in Landsberg. Wir bewirtschafteten einen Hof und hatten eine Schlachtereier. Leider verlor mein Vater mit 48 Jahren durch eine Blutvergiftung einen Arm und fiel als Haupternährer der Familie aus. Aber wir hielten zusammen und halfen alle, um diese Lücke zu schließen.

Es war Winter 1942/43. Die Lage an den Fronten sah nicht gut aus, der Vormarsch war teilweise zum Stillstand gekommen oder die Armee musste sich zurückziehen. Mein Bruder, Jahrgang 1923 war im April 1942 zur Infanterie – Standort Küstrin – eingezogen worden. Nach einer etwa halbjährlichen Ausbildung sollte er eigentlich in Afrika eingesetzt werden. Aber dort war die Front schon zusammengebrochen, und so schickte man ihn an die Ostfront. Als er sich von seinem letzten Urlaub verabschiedete, war die Stimmung in unserer Familie sehr bedrückt. Seine Reise dauerte über drei Wochen, und während dieser Zeit konnte er Feldpostbriefe schicken, die uns verschlüsselt seinen Weg zeigten. Im November erreichte mein Bruder Kallatsch. Das war ein Ort vor Stalingrad. Die letzte Feldpost schrieb er am 6. Januar 1943. Er berichtete von der grimmigen Kälte, dem vielen Schnee und der schlechten Verpflegung, die es nur einmal am Tag gab. Er hatte keine Winterbekleidung und bereits angefrorene Zehen. Wir litten mit ihm.

Im Radio verfolgten wir täglich den Wehrmachtsbericht. Die Truppe vor Stalingrad konnte nur aus der Luft mit Munition, Waffen und Verpflegung versorgt werden. Auf dem Rückflug nahm man Verwundete mit. Wir hofften, dass mein Bruder es auf diesem Wege schaffen würde zu überleben. Ende Januar 1943 war die Schlacht um Stalingrad verloren. Der Wehrmachtsbericht endete mit den Worten: „.....so, wie es das Gesetz befahl.“

Anfang Februar 1943 erhielten wir dann die Vermisstenmeldung. Meine Mutter hatte im Januar schon eine böse Vorahnung. Sie hatte geträumt, ihrem Sohn wäre etwas zugestoßen. Sie sah ihn im Traum an einer Mauer kauern liegend. In dieser Nacht schrillte unsere Glocke an der Tür. Es war aber niemand zu sehen. Und in Verbindung mit ihrem Traum kam meine Mutter zu der Erkenntnis, ihrem Sohn müsse etwas zugestoßen sein.

Unser Betrieb lief weiter. Wir hofften auf ein Wunder, aber niemand wagte daran zu glauben. Die Arbeit, die mein Bruder als Geselle erledigte, musste ich als Lehrling übernehmen. Mit meiner Schwester bewältigten wir im Sommer die Feldarbeit – neben der Fleischerei – und im Winter die anfallenden Hausschlachtungen, denn jeder, ob Bauer oder Arbeiter im Dorf, hatte zu jener Zeit Schweine im Stall zum Eigengebrauch und zum Verkauf.

Zwischendurch musste ich einige Male zur Musterung. Man setzte uns jüngeren Jahrgänge unter Druck und verlangte, dass wir uns bei der Waffen-SS melden sollten. Meine Eltern wollten das nicht, zumal mein Bruder bei Stalingrad als vermisst gemeldet war. Gerade deswegen sei ich verpflichtet, mich zu melden, drängte man mich. Ein Bekannter – selbst Offizier – riet mir, mich freiwillig als ROB (Reserve-Offiziersbewerber) zu melden. So musste ich mir bei der nächsten Musterung keine Ausrede mehr einfallen lassen, den ich war mit dieser Meldung bereits Kriegsfreiwilliger.

Das Jahr 1943 ging zu Ende, es war – wie alle Kriegswinter – besonders reich an Schnee und Kälte. Im Sommer 1943 wurden die Jahrgänge von 1926 eingezogen. An einem gemeinsamen Heimabend der Jungen und Mädchen verabschiedeten wir die eingezogenen Kameraden. Anfang 1944 bekam ich – ich war 16 Jahre alt – den Stellungsbehl – als einziger meines Jahrgangs im Dorf. Alle anderen meines Jahrganges konnten noch ein halbes Jahr zu Hause bleiben, da sie in der Landwirtschaft gebraucht wurden. Zwar riet man meinen Eltern, einen Antrag wegen Unabkömmlichkeit zu stellen, weil mein Vater Invalide war, aber ob das genehmigt würde, war zweifelhaft. Die letzten Wochen vor meiner Abreise verlebte ich wie in einem Traum. Ich hätte lieber weiter bei meinen Eltern hart gearbeitet als in die Ungewissheit zu fahren. Meine Eltern erhielten als Ersatz für mich einen französischen Kriegsgefangenen, der bis zum Ende des Krieges half.

Am 3. März 1944 begleitete meine Mutter mich zum Bahnhof Landsberg (heute Polen). Für Mütter ist so ein Abschied besonders schmerzlich: Ein Sohn galt als vermisst, der zweite Sohn wurde Soldat. Es ist heute kaum nachzuempfinden, was Mütter in den Kriegszeiten geleistet und gelitten haben. Ich nahm von meiner Mutter und meiner Jugendliebe – meiner heutigen Frau - Abschied ohne Tränen – wir nahmen uns zusammen und hätten doch so gern geweint. Mein Leben nahm nun seinen Lauf. Man war nicht mehr das Individuum, das „Ich“, sondern einer unter Millionen, die nur noch Befehle empfangen und sie ausführen mussten.

Der erste Ort meines Stellungsbehl war Küstrin. Dort traf ich gegen 12:00 Uhr ein. Der Sammelpunkt war ein bestimmter Bahnsteig. Dieser füllte sich allmählich mit Soldaten und Vorgesetzten des Arbeitsdienstes. Keiner wusste, wohin die Reise geht, und keiner wagte zu fragen. Das Reiseziel war geheim, so wollte es das Wehrgesetz. Nach fast 30 Stunden Bahnfahrt trafen wir in Zichenau (Süd-Ostpreußen) ein. Nach einem Fußmarsch von etwa einer Stunde gelangten wir zum Gelände der Arbeitsdienst-Abteilung 6/392/Zichenau. Dort wurden wir in Holzbaracken des R.A.D. (Reichsarbeitsdienst) untergebracht. 12 Mann gehörten zu einem Trupp und hatten einen Raum. Eingekleidet wurden wir am folgenden Tag. Alles musste schnell gehen. Truppweise erhielten wir unsere Dienstkleidung, und es war nicht einfach, in aller Eile die richtige Größe zu finden. Der Stahlhelm wurde vom Vorgesetzten angepasst. Spätestens beim dritten Versuch, den richtigen Kopfumfang zu finden, wurde der Helm auf den Kopf geknallt und behauptet, dass er passte, selbst wenn er auf der Kopfhaut drückte. Kaum hatten wir unsere Sachen erhalten, ertönten die Kommandos auf dem Appellplatz: „Hinlegen – auf – hinlegen, Marsch, Marsch!“ Was nach dem Appell nicht passte, konnte später in der Bekleidungskammer getauscht werden.



Am Tage darauf erhielten wir unser Gewehr. Eigentlich gehört zu einem Arbeitsdienstmann der Spaten. Aber wir befanden uns in einem besetzten Gebiet und mussten uns schützen. Eine Waffe zu bedienen hatten wir bereits in der Hitler-Jugend gelernt. Trotzdem wurden wir noch gründlich im Umgang mit der Waffe unterwiesen und ausgebildet. Wir erlebten harten militärischen Drill. Den Spaten gab man uns erst 14 Tage später, er stand aber meist nur im

Schrank und wurde lediglich zum „Griffe klopfen“ und zum Exerzieren benutzt. Unsere Hauptaufgabe war es, mehrere Objekte zu bewachen. Für mich war die Zeit des Wachdienstes bald vorbei. Ich wurde in den Küchendienst versetzt, denn schließlich hatte ich einen entsprechenden Beruf erlernt. Ich wachte über den Ablauf der Verpflegung von über 200 Mann. Ein polnischer Koch war für die Zubereitung zuständig, polnische Küchenhilfen schälten Gemüse und Kartoffeln und säuberten die Küche. Leider war damit mein täglicher Dienst länger als der normale Dienst.

Nach einem Vierteljahr sollte die Entlassung sein. Aber statt entlassen zu werden, wurden wir nach Frankreich verlegt und dort an den Flakgeschützen (Flak = Fliegerabwehrkanone) ausgebildet. Es gelang mir, meinen Eltern Bescheid zu geben, die die Gelegenheit nutzten, um mich während meiner Reise nach Frankreich zu treffen. Man wusste ja nie, wann und ob man sich wiedersah.

Samt Feldküche wurden wir Anfang Juni 1944 auf Waggons verladen. Ein deutscher Koch begleitete unsere Abteilung. Er war dazu verpflichtet, weil er nicht mehr „kv“ (kriegsverwendungsfähig) war mit seinen 50 Jahren. Wir waren 8 Tage unterwegs auf der Ostbahnstrecke. Der Truppentransport ging über Posen, Schneidemühl, Landsberg, Küstrin (damals alles deutsche Gebiete), Berlin, über Kassel zum Rhein und zur Mosel, nach Straßburg, Metz, Nancy, Paris.

Meine Heimatstadt Landsberg passierten wir im Morgengrauen. Für kurze Momente war ich in Gedanken wieder zu Hause, aber der Zug rollte unerbittlich weiter.

Hinter der Lokomotive befanden sich die Mannschaftswaggons. Denen folgte ein Waggon mit den Pferden, die die Feldküche mit den Verpflegungswagen ziehen mussten, und der Waggon mit Verpflegung, also Kartoffeln, Konserven und Sonstiges. In diesem Waggon war meine Schlafstätte zusammen mit dem Koch. Danach kam die Feldküche und dann ein offener Waggon mit einem Maschinengewehr zur Flugabwehr, was auch immer besetzt war. Als wir Berlin durchfuhren, sahen wir die ersten Bombenschäden. Sobald Einwohner unseren Truppentransport sahen, sei es auf Bahnhöfen, an Straßen, an geschlossenen Schranken oder Gärten und Feldern und Vororten, winkten sie freundlich. Ich hatte das Gefühl, man wollte uns Mut machen.

An der Grenze nach Frankreich wurden wir mit scharfer Munition versorgt, denn wir mussten mit Partisanen-Angriffen rechnen. Alle wichtigen Brücken und Knotenpunkte waren von unseren Soldaten bewacht. Kurz vor Paris hatten wir einen längeren Aufenthalt um die Mittagszeit herum. Das nutzten wir, um Essen auszugeben. Truppweise wurde der Eintopf in Kanister abgefüllt. Ich wollte gerade einen leeren Kessel säubern, als plötzlich feindliche Jagdflugzeuge am Himmel erschienen.

Es waren Engländer. Sie griffen unseren Transport mit ihren Bordwaffen an. Jeder suchte, so gut er konnte, Deckung. Ich verkroch mich unter der Achse und hinter den Rädern des Waggons. Ehe ein neuer Angriff erfolgte, sprang ich aus meiner Deckung hinein in den Waggon, schnappte mir Stahlhelm, Gasmaske und Gewehr. Links und rechts von den Bahngleisen war hoher Waldbestand, und man konnte nicht wissen, ob sich vielleicht Partisanen im Wald versteckten und den Halt unseres Transportes verursacht hatten. Als ich den Waggon verließ, sah ich, dass die feindlichen Jäger wieder anfliegen. So schnell ich konnte, lief ich den Bahndamm hinunter, sprang über einen Wasserlauf und fand Deckung hinter einem dicken Baum. Die Bordwaffen hämmerten auf unseren Truppentransport nieder. Außer einigen Wasserspritzern bekam ich nichts ab. Bevor der nächste Anflug stattfand, entfernte ich mich weiter vom Zug. Der ganze Überfall dauerte etwa eine Viertelstunde, dann war die Lokomotive zerschossen. Dampf trat mit lautem Getöse aus den Einschusslöchern. Ein weiterer Waggon war in Brand geraten. Wir löschten den Brand. Auch die übrigen Waggons hatten viele Treffer. Selbst der Kasten, der die Asche der Feldküche auffing, war zerschossen. Es fehlten nur wenige Zentimeter, und der Kessel wäre unbrauchbar gewesen. Wir hatten viel Glück: Keiner wurde verletzt, wohl aber waren einige geschockt, denn es war der erste Kontakt mit dem Feind. Unsere beiden Pferde in dem Waggon blieben unversehrt, obwohl die Geschossgarbe genau zwischen ihnen hindurchging. Es vergingen Stunden, bevor die Lock und der Waggon abgekoppelt waren und wir die Fahrt fortsetzen und aus der Mausefalle entkommen konnten.

Auch in Paris hatten wir einen ungeplanten Aufenthalt. Wegen englischer Fliegerangriffe mussten wir U-Bahn-Schächte aufsuchen. Durch Sperrfeuer unserer Flakgeschütze wurden einige Flugzeuge abgeschossen. Südlich von Paris endete unsere Reise auf einem Abstellgleis. Dann kam die Wende.

Bearbeitet von: Ute Mielow-Weidmann